

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 78 (2011)

Artikel: Der Pferdeflüsterer aus Burgdorf : aus den Lebenserinnerungen von Armin Meyer (1853-1919). 2. Teil
Autor: Meyer, Armin / Richterich, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Pferdeflüsterer aus Burgdorf

Aus den Lebenserinnerungen von Armin Meyer (1853 – 1919)

2. Teil

Herausgegeben von Rolf Richterich

Im Burgdorfer Jahrbuch 2010 sind Meyers Jugend und seine berufliche Entwicklung in Österreich-Ungarn dargestellt. Als Zwölfjähriger zieht er mit Vater und Bruder nach wirtschaftlichen und familiären Turbulenzen von Burgdorf nach Wien, von wo aus er langsam in den Beruf des Reitlehrers und Pferdehändlers hineinwächst. In Aarberg findet er seine Frau Marie, geborene Lengenhager, die ihm eine treue und anpassungsfähige Begleiterin bei all seinen Unternehmungen wird. Die erfolgreichste und glücklichste Zeit verbringen sie in Pressburg, dem heutigen Bratislava; diese Jahre sind im 1. Teil lückenlos dargestellt. Um seine Erinnerungen einordnen zu können, sind dort zusammenfassend die wichtigsten Stationen seines bewegten Lebens im Überblick erwähnt. Sein mündlicher Erzählstil ist respektiert, ebenso die Schreibweise von Namen und Fachausdrücken, einzig die Satzzeichen sind da und dort ergänzt.

Der hier vorliegende 2. Teil knüpft nun dort an, wo Meyer im Jahre 1886 von Pressburg aus ein neues Betätigungsfeld sucht. Auf Seite 33 im Jahrbuch 2010 erzählt Meyer, wie er durch einen Bekannten seines Vaters auf eine Manège in Bukarest aufmerksam gemacht wird, die ein Baron Blarenberg verkaufen wolle.

In Rumänien

Ich reiste nach Bukarest, eine lange Fahrt über Budapest, Orsova, Herkulesbad, Verciorova.

Diese Eisenbahnfahrt von Bratislava nach Bukarest dauert nach heutigen Fahrplänen rund 18 Stunden über Timișoara und Baile Herculane.

Die Geschichte sah sehr vernachlässigt aus, nun, ich wusste, dass die Rumänen nicht viel auf Reinlichkeit halten, es waren 22 Pferde, 16 Pensions-

pferde und 6 Manègepferde. Letztere musste ich mit dem Sattelzeug käuflich übernehmen, das Futter spottbillig, Pensionspreis 80 bis 100 Franken per Pferd und Monat, Zins 3000 Franken. Er zeigte mir das Verzeichnis der Damen und Herren; es ritten ziemlich viele Damen, aber wie der mit meinem Vater befreundete Stallmeister Krossbauer sagte, die Damen fürchteten Baron Blarenberg, weil er so frech war, es würden viel mehr reiten unter anständiger Leitung. Ich reiste wieder fort ohne bestimmte Abmachung, ersuchte Blarenberg, mir einen Contract zu schicken, ich würde ihn studieren und dann berichten. Vor allem müsste ich Geld dazu haben und zwar 6000 Franken für Anschaffung der Pferde und Material, halbjährigen Zins vorausbezahlen. Der Contract kam. Meine Frau reiste nach Bern, um das Geld aufzunehmen, es wurde ihr bewilligt und nun hatte ich die Ehre, unsere Möbel für eine so grosse Reise einzeln zu verpacken, auch Lingen und Geschirr, die vielen Bilder und Spiegel, das Klavier, etc. Ich hatte volle acht Tage Arbeit. Als meine Frau kam, war alles fix und fertig, wir fuhren auch gleich ab. Die Reitschule mit Inventar hatte ich an meinen Nachfolger Leutnant Schiller übergeben, musste viel verlieren. Der Transport und Zoll der Möbel kostete circa 1000 Franken, es ging 3 Wochen, bis sie in Bukarest waren. Nun reisten wir ab, unsere Bekannten Frank usw. waren alle am Bahnhof, es ging nicht ohne Tränen ab. Unsere Magd, sie hiess Marie, liess ich später nachkommen, denn mit den dortigen war nichts zu machen. Die gute Resi, die zwei Jahre bei uns war, sie war auch Hélènes Amme gewesen, konnten wir leider nicht behalten, da sie sich verheiratete. Meine liebe Frau war an ihrer Hochzeit, eine zweite Resi gibt es nicht mehr auf dieser Welt. Unterwegs hielten wir uns einen Tag in Budapest auf, besichtigten Ofen und die Hofburg, Hélène spazierte unermüdlich mit, sie war erst 4½ Jahre alt. In Bukarest angelangt, holte uns Baron Blarenberg mit Wagen ab und führte uns ins Hotel Union, wo wir zum Essen geladen waren. Er sagte, bis unsere Möbel kommen, sollen wir da bleiben, auf seine Rechnung. Ich ging nun früh hinaus in die Manège, erkundigte mich über alles. Es waren nur noch 12 Pensionspferde, kein Heu, kein Stroh noch Hafer da, und das im April, wo alles so teuer ist. Ich ging mit dem Stallmeister, den ich engagieren musste, auf den Heumarkt, es war eine einzige Fuhr Heu und einige Fuhren Stroh und viele Käufer. Ich musste es kaufen, da ich sonst ohne Futter dagestanden wäre. Das Fuder Heu, vielleicht 16 bis 18 Zentner, kostete 98 Franken, dann das Stroh und der Hafer, erinnere mich nicht mehr an den Preis. Es war gerade Freitag, denn Freitag und Dienstag war Wochenmarkt. Am Dienstag musste ich wieder dorthin, da

ja bereits kein Heu mehr vorhanden war. Es wurde mir himmelangst, wenn das so fort geht und kein Geld eingegangen. Alles wollte zuerst abwarten, wer der neue Pächter sei. Nun ging ich mit dem Stallmeister hinter die Pensionspferde und frug, wem sie gehören. Zuletzt stellte sich heraus, dass die meisten nichts zahlten, da Blarenberg bei ihnen Schulden hatte. Ich schrieb nun jedem einen Brief, dass das Pferd von heute an à 100 Franken bar per Monat in Pension steht, wenn nicht einverstanden, möge das Pferd abgeholt werden. Einige liessen das Pferd abholen, andere blieben, z.B. zwei russische Rapphengste von Marschall Philipuco und ein Pferd von General Arion, von Prinz Bibesco (*Fürst Georg, Schriftsteller*) zwei Rappen. Diese blieben und zahlten pünktlich, das war etwas. Nun, nach und nach wurde auch geritten. Vor allem musste ich Gerätschaften für den Stall kaufen, Blarenberg liess nichts da, nicht einmal einen Besen. Ich musste nun immer zahlen. Ich sah, dass ich betrogen war und es mit einem rumänischen, noblen Gauner zu tun hatte. Nun, ich liess den Kopf nicht hängen. Da ich fürchtete, dass die Rechnung im Hotel zu gross werden könnte, ging meine Frau mit Hélène zu Herrn Rufer, einem guten Freund meines Schwagers Brack in Bern. Er hatte ein Bankgeschäft, das gut lief. Er hat uns manchen guten Rat erteilt und ist mir manchmal in der Not beigesprungen. Nun kamen die Möbel, da hiess es zahlen und beim Ein- und Ausladen dabei sein, hauptsächlich am Zollamt. Was man da erlebte, ist nicht zu beschreiben. Vom Zollamt zur Manège ging vieles kaputt, auf den elenden Wagen und miserablen Pflaster; dem neuen, schönen Ausziehtisch wurde ein Fuss direkt herausgerissen. Die Wohnung war windig, dünne Wände, im Winter nicht zu erheizen. Dazu kam im ersten Winter 1886/87 meine Frau mit Fanny nieder, am 6. März 1887.

Im ersten Sommer ging ich mit sechs Pferden, 4 Reit- und zwei Wagenpferden, die ich samt Wagen und Geschirr billig kaufte, nach Sinaia, wo der König auf Schloss Pelesch seine Sommerresidenz hatte.

Die Stadt Sinaia ist ein Nobelkurort in den Südkarpaten auf etwa 700 m über Meer mit beliebtem Skigebiet im Bucegi-Gebirge. Das Schloss Peles wurde nordwestlich der Stadt zwischen 1873 und 1883 für den ersten rumänischen König Karl I., einen Hohenzollern, erbaut. Es diente ihm als Sommerresidenz bis zu seinem Tode im Jahre 1914.

Stallmeister Heinrich blieb mit meiner Frau in Bukarest, im Sommer ging ja nicht viel, weil eben alles in Sinaia und Küstendje den Sommer zubrachte.



Auf einem Prospekt aus der Zeit ist die Gesellschaft dargestellt, in der Meyer verkehrte, im Hintergrund Casino und Schlösser



Die Statue Carols I. vor Schloss Peles

Bevor ich nach Sinaia ging, erhielt ich von einem Oberst den Auftrag, ein Reitpferd zu kaufen. Es hielten sich sonntags immer viele österreichische Offiziere in Sinaia auf, die von Kronstadt (*heute Brasov*) herüber kamen. Ich fuhr nach Sinaia, um Stallung zu mieten und mich wegen Pension und Fourage zu erkundigen. Alles schien mir günstig. Ich fand Stall und Pension bei einem Oesterreicher, der ein kleines Wirtshaus hatte, ein recht gefälliger und freundlicher Mann, ebenso seine Frau. Nun ging ich ins Hotel Caraiman (*heute ein Zweisternhaus im Zentrum*), wo ich mehrere österreichische Offiziere traf. Ich stellte mich vor und erkundigte mich nach Pferden. Die Herren waren sehr freundlich und konnten mir mehrere Pferde angeben. Ich möchte Montag in acht Tagen hinkommen, es wäre grosse Truppenrevue von General Schönfeld und da seien alle Offiziere auch von der Umgegend mit ihren Pferden da und hätte ich beste Gelegenheit. Ich versprach zu kommen, ging nochmals zu dem Oberst, der mir bestimmten Auftrag gab. Ich ging zu Herrn Rufer, nahm etwas Geld auf, der mich auch encouragierte und reiste am Sonntag Abend ab. Montag nach der Revue traf ich nun mehrere Offiziere, man offerierte mir ein Pferd von einem Hauptmann, wie ich suchte, ganz vertraut, für schwereren Reiter, angenehm in Bewegung. Es war ein sechsjähriger Schwarzbrauner namens Onkel; ich probierte ihn, er war sehr gut geritten, gross und figurant, kostete 300 Gulden, 1650 Franken. Der Oberst sagte, er gehe bis 3000 Franken, wenn ihm das Pferd conveniere; nun kaufte ich noch von einem Cavallerie-Oberleutnant eine braune Stute für 300 Gulden, für mich ein vorzügliches Damenpferd. Ich lieh mir einen alten Sattel und Zaum aus, und ritt

den grossen Braunen, die Stute an der Hand von Kronstadt anderen Tages bis Sinaia, dort liess ich die Pferde einladen und per Bahn bis Bukarest gehen. Ich hätte noch mindestens drei Tage zu reiten gehabt und wollte die Pferde nicht müde nach Hause bringen. Ich liess die Pferde einen Tag stehen und ritt dann vor die Wohnung des Obersten. Er kam mit Gemahlin heraus, beide waren entzückt, wie das Pferd schön ging. Der Oberst versprach, mit dem Tierarzt zu kommen, was er auch tat, ritt das Pferd selber, machte mit mir den Preis ab und sagte, er lasse das Pferd bei mir in Pension bis zu den Herbstmanövern. Ich packte nun zusammen und reiste mit den sechs Pferden und einem Burschen zu Fuss nach Sinaia, gab meiner Frau die Quittung für den Betrag von 2500 Franken, wenn der Oberst das Pferd bezahlen kommt. Der Oberst kam aber nie wieder, er verreiste in eine Garnison nach Küstendje, und da ich nichts Schriftliches hatte, konnte ich nichts machen; ein rumänischer Offizier kannte damals kein Wort und keine Ehre. Das Pferd Onkel verkaufte ich nach einem halben Jahr einem Oberstleutnant, der zum Adjutanten des Königs ernannt wurde. Er war ein schwacher Reiter und kam während 14 Tagen täglich zu mir das Pferd reiten. Ich erhielt statt 2500 nur 900 Franken und verlor sämtliche Transport- und Futterspesen, es war aber besser, als alles zu verlieren. Ich verkaufte später noch zwei Pferde auf Wechsel an Offiziere, ich habe heute noch keinen Centime davon. Man lachte mich aus, als ich Geld verlangte, ging sogar vors Ministerium, alles umsonst. So könnte ich noch viele haarsträubende Fälle erzählen, die mir mit hochgestellten Persönlichkeiten passiert sind, z.B. dem Gouverneur von Bukarest, Prinz Morazzi, es würde aber zu lange dauern, dies alles zu erzählen. Nur soviel noch, dass ich die ganze Rechnung von 288 Franken im Hotel Union selbst bezahlen musste, sogar das Nachtmahl, das uns Blarenberg nach dem Empfang am Bahnhof offerierte.

In Sinaia hatte ich mit feinen Leuten zu tun, es wurde ziemlich viel geritten, besonders Damen. Die Gegend war aber auch wundervoll. Es war früh und abends sehr kühl, im Juni musste man noch heizen. Meine Frau litt in Bukarest sehr unter der Hitze. Ich liess sie auf 14 Tage nach Sinaia kommen mit Hélène, samt Amme und Fanny, sie fühlte sich dort herrlich wohl. Mit dem Wagen machte ich auch ganz gute Geschäfte. Im September reisten wir mit Sack und Pack wieder zurück. In Sinaia machten wir prachtvolle Ausflüge mit meiner Frau, Wirt und Wirtin auf Tragpferden bis auf den höchsten Gipfel der Karpaten, den Caraiman.

Seit 1928 steht ein fast 30 m hohes und nachts beleuchtetes Kreuz zur

Erinnerung an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs auf dem 2260 m hohen Gipfel.

Dort wurde Halt gemacht, eine verlassene, wilde Gegend. Wir nahmen das Essen mit, am Spiess wurden Poulets gebraten, der Wirt verstand das fein. Wir sahen Rudel von Gamsen, 50 bis 60 Stück, und Edelweiss, wie es in der Schweiz keine so schönen gibt, weil sie von niemandem gepflückt werden. Dort wo noch Bären existieren, verkehren keine Touristen. Diese schöne, aber wilde Gegend vergesse ich nie.

Nun wieder in Bukarest ging das Reiten auch fleissiger, weil die Herrschaften mit den Kindern, der Schulen wegen, zurück mussten. Der berühmte Schwarzbraune stand noch immer unverkauft da. Alle Morgen standen vier bis fünf Offizierspferde zur Dressur vor der Manège, verdorbene, verrittene Schinder. Ich musste mein Dasein schwer verdienen, war aber zuletzt nur noch ein Knochengerüst und meine Frau nicht weniger. Das Schönste an der Dressur war, dass ich von den meisten kein Geld bekam, diese uniformierten Gauner machten sich davon. Den zweiten Sommer reiste ich wieder nach Küstendje, dem heutigen Costanza, am Schwarzen Meer. Oberst der Cavallerie Beller, ein gebürtiger Deutscher, war mir dazu sehr behilflich, seine Frau ritt auch bei mir. Er offerierte mir Stallung in der Cavallerie-Caserne in Küstendje und Fourage zum Militärpreis, das war schon ein grosser Vorteil. Den ganzen Winter brachten wir noch leidlich in Bukarest zu, Fourage war dann spottbillig, aber ich war zu teuer im Zins und die Wohnung war miserabel. Ich lernte den Besitzer der zweiten Manège von Bukarest kennen, Herrn Zenke, ein gebürtiger Deutscher, ein offener, gemüthlicher Kerl. Er konnte nicht mehr viel machen, da er voll Gicht war. Er offerierte mir seine Manège um einen Spottpreis. Viel war ja nicht zu fischen, aber es kamen von meinen bisherigen Kunden mehrere mit, so auch Schweizer, da ich im Schweizerverein Mitglied war. Auch gab mir Herr Cantacuseu eine Stute samt Fohlen in Pension, die ich schon bei Blarenberg hatte. Ausserdem blieben mir die zwei Söhne des russischen Gesandten von Hitrowo treu. Es war ja nur über Sommer, ich wusste, dass ich über Winter nicht in Bukarest bleibe, es zog mich mit allen Haaren nach Oesterreich zurück. Im Juni entschloss ich mich nun, nach Küstendje zu gehen, im Sommer war ja in Bukarest sowieso nichts. Ich behielt nur die Wohnung für meine Frau und Kinder, die Stute mit Fohlen von C. kam aufs Land, Hitrowos verreisten, so hatte ich nichts mehr zu verlieren. Ich fuhr zuerst alleine über Gyurgjov und Rustschuk auf der Donau nach Csernavoda und von

dort per Bahn nach Küstendje, um mir alles anzusehen, Drucksachen zu bestellen und Preise abzuschliessen. In Rustschuk, Bulgarien (*heute Russe, bulgarisch Pyce, durch die Freundschaftsbrücke über die Donau mit der rumänischen Grenzstadt Giurgiu verbunden*), traf ich einen Musiker, er war Capellmeister des I. bulgarischen Infanterieregiments Fürst Alexander. Er kannte mich aus Pressburg, wo er Flügelhornist in der Regimentsmusik unter Lehar war. Er lud mich ein ins Zeltlager hinaus, dort liess er mir einen flotten österreichischen Marsch spielen. Bei der endgültigen Verlegung nach Küstendje blieb meine Frau in Bukarest zurück; sie hatte eine freundliche, nette Wohnung, sie bekam hin und wieder Besuch von Frau Rufer. Oberst Beller gab mir genaue Instruktion für die Reise.

So fuhr ich Ende Juni ab mit Burschen und sechs Pferden, es war eine verwegene Fahrt, mit Hindernissen, elenden, grundlosen Strassen. Ich begegnete Bauernwagen, an denen neun magere Bauernpferde vorgespannt waren. Die Reise dauerte fünf Tage, am ersten Tag kamen wir bis «den Namen vergessen», am zweiten Tag bis Calarassu an der Donau. Dort machte man mir unglaubliche Schwierigkeiten, erstens beim Zollamt, zweitens verlangte man mir meine Papiere, ich müsse da bleiben, bis meine Papiere von Bukarest nachgeschickt wurden, das wäre wenigstens sechs Tage gegangen. Ich ging vor Bureauschluss nochmals zur Kanzlei, wo der Beamte mich zurückhielt. Ich zeigte ihm alle Papiere und Briefe, die ich bei mir hatte und bat ihn, mich passieren zu lassen. Endlich zeigte er sich etwas erweicht, ich drückte ihm 5 Franken in die Hand und gut war's. Andern Tages früh musste ich weit hinaus ans Donauufer fahren, dort stund eine Fähre, die uns hinüberführen sollte. Zuerst ladete ich zwei Pferde ein, dann den Wagen, der vollgepackt war mit Sattelzeug und Gepäck. Es waren nur drei Mann, Türken, da, um zu helfen. Wir brachten den Wagen bis an die Fähre, mussten zuerst durch tiefen Sand und da blieben wir stecken. Links auf circa 100 m war der rumänische Grenzturm mit circa zehn bis zwölf Soldaten, auf der anderen Seite auf derselben Distanz dasselbe, nur waren es bulgarische Soldaten. Ich bat zuerst die Rumänen, da ich ziemlich gut rumänisch sprach, uns zu helfen, die taten keinen Wank. Auf einmal kamen fünf, sechs Bulgaren, warfen die Gewehre weg, packten den Wagen an und stellten ihn auf die Fähre. Nun, ich gab ihnen Trinkgelder und bedankte mich. Die zwei Pferde hatten Angst und wollten immer hinaus und der Bursche noch mehr. Doch es gab kein Pardon, die Türken stiessen die Ruder ab und nun ging's gegen das andere Ufer zu. Es war neun Uhr früh, die

Donau colossal breit, es dauerte 1½ Stunden, bis sie drüben waren. Ich hatte einen Feldstecher und beobachtete, ob die Pferde noch darauf sind. Ich musste mit meinen vier Pferden bis nachmittags an der brennenden Sonne warten, zu essen gab's nichts, die Pferde konnten weiden. Es wurde zwei Uhr, bis die Fähre zurückkam, indessen musste der arme Teufel drüben warten und fasten. Die Mannschaft ass, bevor sie herüberkam, ihr Mamaliga (*rumänischer Maiskuchen*) und Zwiebeln. Ich hatte zu tun, bis ich die vier Pferde auf der Fähre hatte, es fing mir auch an ungemütlich zu werden, und ich dachte viel nach Hause. Circa um vier Uhr waren wir Gott sei Dank drüben in Ostrov, Grenzstadt der Dobrudscha, alles türkisch. Nun bezahlte ich die Überfahrt, liess die Pferde noch dort und ging auf die Suche nach einem Stall. Als ich in dem Saunest herumirrte, begegnete mir ein Steuermann der Donauschiffe. Ich sprach ihn auf Deutsch an und bat ihn, mich zu begleiten und mir behilflich zu sein, was er bereitwilligst tat. Er führte mich in ein unterirdisches Wirtshaus, wo auch Platz für die Pferde war, sogar auch Heu und Gerste. Hafer fütterte man dort nicht, als Streu gab es nur Laub. Nun holten wir die Pferde, gaben ihnen zu fressen und lud ich den Steuermann zu einem Glas Wein ein und bestellte für uns etwas zu essen. Was, weiss ich nicht mehr, ich ass meistens Eier, alles andere grauste mir. Nun hiess es, ich müsse einen Passierschein durch die Dobrudscha haben, und der Wirt schickte uns vis-à-vis ins Caféhaus, dort spiele der betreffende Beamte Billard, der den Schein ausstellt. Aber seine Bureau-stunde war schon vorüber, er schnauzte uns an, Montag früh um acht Uhr sei er zu sprechen. Es war dies Samstagabend, ich wollte unbedingt früh um fünf Uhr fort, solange es kühl ist. Wir gingen zurück und klagten dem Wirt unser Leid. Er ging fort, kam mit einem Kerl daher, der auf einen Fetzen Papier einige türkische Worte kritzelte, das genüge. Ich gab dem Kerl 2 Franken und er war höchst zufrieden. Wo es doch nur Schwindel war und ich glaubte, alles wäre in Ordnung und wir könnten früh fort. Da hiess es, ich müsse mit Bedeckung fahren, sonst lasse man uns nicht fort, wegen dem Räuberwesen in der Dobrudscha. Man brachte mir einen Türken, ein grosser, starker Kerl, wohl bewaffnet mit Handscharen und Revolver. Ich machte mit ihm den Preis aus, bis Mecidiye (*heute rumänisch Medgidia am Donau-Schwarzmeer-Kanal*) 15 Franken und dass er, wenn steile Berge kommen, aussteigt, da meine zwei Pferde ungern bergauf zogen. Nun liess ich Proviant bereiten für die Reise, Schafkäse, kaltes Huhn, Wurst und schwammiges Brot. Ich verabschiedete mich vom Steuermann, der mir gute Dienste geleistet hatte. Früh kurz nach fünf Uhr fuhren wir ab, der Beschüt-

zer neben mir. Ich fürchtete den beinahe mehr als die Räuber. Ich zeigte ihm meinen geladenen Revolver, er lachte mich nur aus. Nun fuhren wir fort und fort, landeinwärts, es war eben. Um halb elf Uhr kamen wir erst zu einem Brunnen, mitten im Feld, um die Schafe zu tränken. Dort machten wir grossen Halt, es war aber kein Baum und kein Schatten. Es war mitten in der Ernte, mein Bursche ging ein paar Garben Gerste holen, respektive stehlen und gab sie den Pferden zu fressen, das war wie gewünscht. Wir verzehrten unser Essen, das schmeckte ganz grossartig, auch Wein hatten wir mit. Nun sah ich hohe, kahle Berge vor uns, die wir zu erklettern hatten. Es wurde mir Angst, dass die Pferde uns im Stich lassen. Nun ging's los, der erste Stutz war der steilste und längste, die Pferde gingen gut, der Türke und ich halfen stossen. Ich liess öfters anhalten und ausschnaufen, wir kamen glücklich hinauf. Nun kam ein schauerlicher, schmaler Hohlweg, wenn uns dort ein Wagen begegnet, gibt es kein Ausweichen, zum Glück kam nichts. Ein paar Tage vorher soll dort ein Wagen ausgeplündert worden sein. Abends acht Uhr kamen wir nach Raschova, welch Nest. Ich erkannte ein Gasthaus, ging auf die Primarie (*Bürgermeisteramt*) und requirierte Gendarmerie, um Pferde und Wagen über Nacht bewachen zu lassen, sonst wäre in der Frühe nichts mehr von allem dagewesen. Die Nacht ging glücklich vorüber, der Bursche schlief bei den Pferden und ich bekam ein schmutziges Zimmer. Andern Tags, am 4. Tag, ging's nun bis Medjicir, eine grössere, türkische Stadt an der Hauptstrasse nach Csernavoda und Küstendje und auch an der Eisenbahnlinie. Dort assen wir zu Mittag. Ich bezahlte meinem Begleiter 15 Franken und liess ihn per Bahn nach Csernavoda und von dort über Silistra nach Ostrov per Schiff fahren. Wir fuhren dann alleine auf der Landstrasse bis Küstendje, es fing an gemütlicher zu werden. Um zwei Uhr fuhren wir ab, bis dato ging ja beinahe alles im Schritt, nun ging's im Trab, als ob die Pferde es riechen mochten, dass wir zum Endziel kommen. Auf einmal bei einer Kurve machten die zwei Reitpferde, die vorausgingen, Halt, und wollten nicht mehr weiter. Ich stieg ab, schrie den Burschen an, hieb auf die Pferde ein, alles umsonst, auch meine wollten nicht. Auf einmal erschien um die Kurve ein grosser Bauernwagen mit zwei Kamelen vorgespannt, die Pferde mussten es gerochen haben. Wir hatten Mühe, vorbei zu kommen, es kamen uns dann noch öfters Kamele entgegen. Endlich sah man von weitem das Schwarze Meer, immer näher kamen wir, abends um sechs Uhr kamen wir in Küstendje an. Ich sah von weitem die Cavallerie-Caserne und steuerte darauf los. Ein Unteroffizier, der vom Oberst bereits Instruktion hatte, wies mir den Platz für die

Pferde an und liess Fourage pressen, Soldaten halfen ausspannen und die Pferde anbinden. Ich glaubte mich recht wohl dort, aber oh weh! Andern Tages fehlten mir Steigriemen, Kinnketten, der Hafer wurde den Pferden aus der Krippe gestohlen, wenn der Bursche nicht dabei stand. Ich suchte mir einen andern Stall und fand unterirdisch einen solchen, musste ihn aber erst dazu herrichten und ausmisten, es waren vorher Schweine und Hühner darin. Fourage bekam ich auch, das Wasser musste ich per Fass 1 Franken bezahlen, das wurde zwei Stunden weit aus Murfatlar täglich gebracht.

Ich logierte mich im Hotel Gambetta ein, direkt am Meer, mit einer Terrasse, es war einfach und nicht teuer. Nun hiess es Reklame machen, ich liess Plakate und Drucksachen machen, suchte mir einen schönen Platz, um zu longieren und eine Bahn zu markieren. Ich bekam schon einige Kunden, z. B. der französische Consul, ein feiner Mann, und Freunde von ihm. Dann kamen auch Damen, Griechinnen und Spanierinnen, auch eine Engländerin, Miss Harris, Leute, die zahlen konnten. Und so bekam ich eine recht nette Gesellschaft zusammen. Mit den Pferden gingen wir jeden Morgen ins Meer baden, ich badete ebenfalls tagtäglich, einmal sogar beim grössten Sturm, wo die Badehütte weggeschwemmt wurde; die Kleider konnte mir jemand noch rechtzeitig wegtragen. Immerhin badete ich fleissig und liess mich von den hohen Wellen auf dem Rücken herumschmeissen. Ich machte angenehme Bekanntschaften, speiste mit einem Apotheker, ein Oesterreicher. Auf der Promenade ohne Schatten, die Bäume tragen nämlich keine Blätter wegen des Sirocco, spielte von elf bis zwölf immer die Militärmusik, auch Abends; der Capellmeister war ein Böhme. Einmal ritt ich über Land, um Heu zu kaufen, auf einmal fing mein Schimmel an zu schnaufen, sodass ich absteigen musste. Ich glaubte, er erstickt, er hatte keinen Atem mehr, dann ging es wieder besser. Ich kam langsam wieder nach Hause, er wollte fressen, ich dachte, nach Tisch einen Tierarzt zu holen. Zu Mittag erzählte ich den Fall dem Apotheker, der mich frug, ob vielleicht Hühner im Stall sind, das Pferd habe sicher eine Feder geschluckt. Wirklich, der Apotheker gab mir etwas zum Einschütten und die Feder wurde ausgespuckt oder gehustet. Von da an war Ruhe. Es kam die Zeit, um wieder nach Hause zu gehen. Ich verkaufte zwei Pferde und den Wagen, den Schimmel Herrn Harris, und ein Pferd und ein Wagen einem Voiturier. Ich machte die Bekanntschaft eines Schiffskapitäns, der die regelmässigen Fahrten Odessa-Küstendje und Constantinopel machte. Er offerierte mir eine Fahrt, entweder nach Odessa oder Constantinopel, ich zog letzteres

vor, da doch Odessa eine europäische Stadt ist wie jede andere. Am nächsten Freitag sollte die Abfahrt sein. Ich bereitete nun die Abfahrt der Pferde vor, da ich nur noch vier Stück und keinen Wagen mehr hatte. Ich nahm noch einen Burschen auf, der etwas reiten konnte, und nun ging der Weg auf der grossen Landstrasse bis Csernavoda. Den früheren Weg durch die Dobrudscha wäre mein Bursche um keinen Preis gegangen. In Csernavoda war noch keine Brücke wie heute, die Fähre fuhr nicht mehr vom September an. Nun hiess es mit den Pferden über die Donau schwimmen, mit zwei Booten und Ruderer. Die Burschen sassen im Boot und hielten die Pferde am Halfterstrick, sie schwammen ganz schön mit und kamen glücklich am andern Ufer an. An dem Tag ging's wieder weiter nach Bukarest, und am 5. Tag waren sie glücklich dort. Ich ordnete alles in Küstendje, da ich mich auf dem Rückweg nicht mehr aufhalten wollte.

Am Donnerstag trat ein heftiger Sturm auf, ich hoffte, dass er sich über Nacht legen wird, denn früh acht Uhr sollte das Schiff anlangen. Früh sechs Uhr ging ich auf den Quai, der Sturm war noch arg und es hiess, das Schiff werde in Küstendje nicht landen, es fahre direkt. Jetzt wurde mir bange, denn nur alle acht Tage fuhr ein Schiff, und ich wollte doch nicht acht Tage ohne Pferde dort sitzen. Nach Hause fahren wollte ich auch nicht, denn ich wusste, ich würde nachher nie mehr Gelegenheit haben, nach Constantinopel zu kommen. Um acht Uhr legte sich der Sturm ganz, es kam Bericht, dass das Schiff um elf Uhr landen werde, Gott sei Dank, man sah es auch schon am weissen Horizont. Meine Frau hatte keine Ahnung, dass ich nach C. fahre, ich schrieb ihr nur eine Karte, dass die Pferde Samstag eintreffen werden. Da meine Frau lange nichts von mir hörte, so telegraphierte sie dem französischen Consul, sie wusste seine Adresse, da sie ihm aus Bukarest eine Köchin verschaffen musste. Nachts elf Uhr, meine Frau war schon im Bett, kam ein Depeschenträger in den Hof hinein galoppiert, machte Alarm und übergab das Telegramm, worin stand: «Mr Meyer parti pr. Constantinopel.» Die Arme wusste nicht, was sie denken sollte, ob ich am Ende mit einer schönen Griechin durchgebrannt sei. Bevor ich aufs Schiff ging, sandte ich meiner Frau 400 Franken und einen Brief, damit sie weiss, wie die Sache steht, und aus C. schrieb ich sofort eine Karte, die heute noch existiert. Später erhielt ich auch eine Karte, dass ich Recht gehabt, die Gelegenheit zu benutzen. Die Fahrt war prachtvoll, das Schiff war voll türkischer Auswanderer aus der Dobrudscha, da sie nicht unter rumänischem Joch bleiben wollten.

1878 war Rumänien unabhängig vom osmanischen Reich geworden.

Die meisten Damen und Herren wurden krank, es war ein Jammer. Ich kam noch so leidlich davon. Die Einfahrt in den Bosphorus bleibt mir unvergesslich; früh neun Uhr nach 22 Stunden Fahrt waren wir vor Galatha und Sтамbul, das Schiff blieb mitten im Bosphorus stehen. Und nun kamen eine Unzahl Hamalen (*Lastträger*) mit Kränen, die Passagiere und das Gepäck abholen. Wir mussten eine Strickleiter hinunterklettern, in Galatha war Zollrevision, der Revolver wurde mir bis zur Rückfahrt abgenommen. Ich ging in ein kleines Gasthaus in Galatha, die Wirtsleute waren Deutsch.

Nachdem ich mich gewaschen und gefrühstückt hatte, ging ich auf die Wanderung. Um mir alles anzusehen, hatte ich nur acht Tage Zeit. Zuerst nach Pera hinauf, endlose Stiegen und sehr steil. Vor allem ging ich auf den Galathaturm hinauf und verewigte dort meinen Namen.



Der Galataturm
auf einem zeitgenös-
sischen Bild

Die prachtvolle Aussicht dort ist weit nach Asien hinein übers Marmarameer. Ich sah mir das russisch-deutsche Botschaftspalais an mit Bildergalerien etc. Der Tag ging schnell herum. Einen Tag ging ich nach Sтамbul, über die grosse Brücke, sah mir den grossen Bazar an, kaufte meiner Frau türkischen Stoff zu einem Kleid, sie hat dasselbe viele Jahre getragen. Dann besichtigte ich die grosse Sophienmoschee. Einen Tag fuhr ich per Bahn nach Sentari (*heute Üsküdar*), war also auf kleinasiatischem Boden. Dort wanderte ich in dem grossartigen Cedernwald und berühmten Friedhof herum. Dort sah ich das schön-

ste Pferd, das ich je gesehen, ein Araber, schwarzbraun, ein Pascha ritt ihn, ein Bild von einem Pferd. In meiner Begleitung war ein junger Deutscher, den ich auf dem Schiff kennenlernte und der mit mir zurück bis nach Bukarest fuhr. Nun wollte ich vor allem die Stallungen des Sultan sehen, dazu musste man Bewilligung haben, vom Consulat und vom Obersthofmeister auch. Ich meldete mich beim Oberstallmeister, es war ein deutscher, hochnasiger Graf so und so, der machte mir wenig Hoffnung, es sei mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Zu Mittag sagte mir der Wirt, er kenne den Oberbereiter gut, ein Ungar, und gab mir seine Adresse. Ich ging nachmittags zu ihm, er wohnte nahe beim Palais, war aber nicht zu Hause. Ich sprach seine Frau ungarisch an, sie war ganz glücklich, tröstete mich, ihr Mann werde sein Möglichstes tun, es sei zwar schwierig. Vor allem solle ich mir einen Fez kaufen, ohne den gehe es sowieso nicht. Ich solle am Frei-

tag früh um acht Uhr, am Tage, wo das grosse Selamlik abgehalten wird, kommen.



Ein Bild von 1890 zeigt den öffentlichen Empfang der Würdenträger durch den Sultan, welcher an Festtagen stattfand. Der Selamlik-Umzug bewegt sich vom Yildiz-Palast zur Hamidiye-Moschee, die Sultan Abdulhamid II. einige Jahre vor Meyers Besuch hatte erbauen lassen

Ich erschien mit meinem Fez, er empfing mich sehr freundlich, begleitete mich zum Hauptportal, wo zwei Schildwachen standen. Dort sollte ich warten, bis er einen günstigen Moment finde, mich hineinzuschmuggeln. Ich musste lange warten, endlich kam er bis zur Schildwache und winkte mir. Einmal drin im Hof, war alles gut und er zeigte mir schnell die Leibpferde vom Sultan, prächtige Traber, meistens Schimmel. Dann liess er mich allein gehen. Ich besichtigte die Wagenpferde, meistens ungarische, die Burschen lagen im Stroh, lauter Rumänen. Dann besichtigte ich das Waffenmuseum, ganz grossartig schön. Dann den Wildpark, was Schöneres kann man sich nicht denken, die prächtigen Hirsche, alle Sorten Wild und Geflügel, der schöne Teich. Plötzlich hörte ich Trompetensignale zum Zeichen, dass der Sultan in die Moschee fährt. Die bereitstehenden Carrossen wurden



Abdulhamid II. (1842 – 1918), Sultan des Osmanischen Reiches von 1876 bis 1909

eingespannt, alles in Gala, ein Reitpferd stand zur Bereitschaft, denn manchmal reitet der Sultan, diesmal stieg er in den Wagen. Ich flüchtete mich hinaus, wo ich hereingekommen war. Alle Strassen voll Militär, bis zur Moschee Spalier. Nahe dem Portal, vis-à-vis der Moschee war eine grosse Veranda, wo geladene fremde Gäste Aufnahme fanden, um die Ceremonie zu besichtigen. Ich traf dort meinen Schiffskapitän in Gala mit Zweispitz, er erkannte mich zuerst und führte mich in die Veranda hinein. Wieder ein Trompetensignal, die Carrossen erschienen, voraus der Sultan, hinter dem Wagen wurde das Reitpferd nachgeführt. Im Moment als der Sultan vorbeifuhr, wurden die Felladen der Veranda geschlossen, niemand durfte den Sultan direkt ansehen. Das Spalier bildende Militär musste zur Erde schauen. Sowie der Wagen vorbei war, wurde geöffnet, dann sahen wir alles: die Ceremonie vor der Moschee, als der Sultan ausstieg und hinein ging. Dann war eine halbe Stunde Ruhepause, in der Moschee wurde gebetet. Vor der Moschee war die Gardemusik, zehn Mann, aufgestellt. Nach dem Selamlik war das grosse Defilé vom Militär, es waren circa 3000 Mann, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, darunter ein schwarzes, ägyptisches Regiment. Als der Sultan herauskam, spielte die Musik, man hörte Commando-Rufe. Nun wurde vor dem Sultan defiliert und zwar sehr stramm und schneidig. Ich bekam Respekt vor dem türkischen Militär. Nach Schluss eilte ich hinunter, wo die einzige Tramway fuhr bis Galatha, zwei Pferde eingespannt, voraus rannte ein Neger mit roter Fahne, um Platz zu machen. Ich stieg ein und zwar ins andere Coupé, es war mit Vorhang abgeteilt. Auf einmal kamen zwei vermummte Weiber, die jagten mich hinaus, da es nur für Haremsdamen war. Ich stieg dann hinten ein, ein Conducateur war noch nicht da, endlich ging's los. Ich war froh aus dem Rummel hinaus zu kommen. Nachmittags machte ich einen Spazierritt gegen Radiköi zu, der Türke sprang voraus, ich konnte hinreiten, wo ich wollte, der war immer da, es kostete 1 Franken die Stunde. Droschken gibt es keine, an den Strassenecken stehen Reitpferde, alles gut genährte kleine runde Araber. Ueberall lagen herrenlose Hunde herum, mitten am Trottoir, die Leute mussten ihnen ausweichen, viele hatten keine Haare am Rücken, wurden von den Griechen mit heissem Wasser abgebrüht, in der Nacht wenn sie bellten. Heute sind diese Hunde alle abgeschafft, sie wurden alle gefangen, auf eine Insel gesperrt und dort liess man sie verhungern. Ich hielt mich noch lange am Quai auf, um den Hamalen (Dienstmännern) zuzusehn, es sind wahre Riesen, mit einer unmenschlichen Kraft, sie sollen bis 4 Zentner tragen. Am Rücken ein Holz-Sattel, darauf zwei, drei grosse

Koffern, dann in jeder Hand noch zwei Handtaschen, damit marschiert er nach Pera hinauf. Nun habe ich in den paar Tagen um sehr wenig Geld vieles gesehen, nie mehr hätte ich so eine Gelegenheit gehabt.

Samstag früh fuhr ich nun mit meinem Begleiter wieder nach Küstendje. In einem Restaurant tranken wir direkt vom Fass in kleinen Gläsern einen ganz vorzüglichen weissen Wein wie Gold aus Smyrna, ich kaufte eine Flasche, um sie meiner Frau zu bringen, kostete nur 1 Franken. Bevor wir aufs Schiff gingen, band ich mir den Stoff für das Kleid meiner Frau um den Leib, ich war unter meinem weiten Regenmantel nicht auffallend dick, hatte aber fürchterlich warm. In Küstendje angelangt, kam ich am Zollamt gut durch bis auf den Wein, man verlangte Fr. 2.80 Zoll, das war mir dann doch zu viel. Doch unterwegs zum Hotel mochte ich den guten Wein den Zollwächtern nicht gönnen und ging nochmals zurück und bezahlte die 2.80 und deponierte die Flasche im Hotel beim Kellner. Bis zu meiner Abfahrt zum Bahnhof musste ich doch das Kleid einpacken. Ich traf meinen Apotheker, ass noch mit ihm zu Mittag und um 3 Uhr fuhren wir zum Bahnhof, und fort ging's für auf Nimmerwiedersehn nach Bukarest zu. Unterwegs auf der Fahrt fiel mir ein, dass ich die Flasche Wein vergessen hatte. Ich telegraphierte von Acruavoda aus ins Hotel Gambetta und gab meine Adresse von Bukarest an, sah aber nie nichts mehr davon, mein Aerger war unbeschreiblich. Der Deutsche pumpte mich noch um ein türkisches Pfund im Schiff an, brachte sie mir aber in B. ehrlich zurück. Meine Frau war glücklich, mich so gut aussehend wieder zu sehn, die Meerbäder taten mir so ausgezeichnet. Ich litt vorher immer an Verstopfung, nachher war ich curiert. Ich hatte natürlich viel zu erzählen, brachte nette Geschenke auch an Helene mit, und trug ich nun immer zu Hause den Fez. Es war Ende September. Ich wollte über Winter nicht mehr dort bleiben und sehnte mich nach Oesterreich zurück.

Er findet nach einigem Hin und Her eine Anstellung bei Graf von Jankovich in Teresovac, dem heutigen Suhopolje, etwa 150 km östlich von Zagreb nahe der ungarischen Grenze. Im ersten Teil wird von dieser Tätigkeit berichtet, zum Beispiel vom Pferd Lido. Suhopolje im heutigen Kroatien hiess im 19. Jahrhundert Teresovac nach der um 1810 erbauten klassizistischen Kirche St. Therese. Zusammen mit dem Schloss gehörte der Ort den Grafen von Jankovich; bei zweien von ihnen war Meyer angestellt. Das von ihnen betriebene Gestüt brachte 1880 mit dem Lipizzaner-Hengst

A black and white photograph of a large, ornate stone building, likely a castle or a grand manor. The building features a central arched entrance and a roofline with crenellations, suggesting a medieval or Gothic architectural style. The building is surrounded by trees and a lawn, with a path leading towards the entrance. The overall scene is peaceful and well-maintained.

[illegible]

26

Schweiz. Sie hatten Lust, mit mir Geschäfte zu machen mit Pferden nach der Schweiz, sie hatten etwas Geld. Bevor ich bei von Jankovich ausgetreten war, kam Graf Moensleben aus Berlin, um einen Viererzug für Kaiser Wilhelm zu kaufen, die Jankovitischen Pferde waren ja berühmt als Jucker, wurde doch auch ein Viererzug an die Prinzessin Beatrix in London verkauft. Graf Moensleben kaufte 4 Schimmel, die wirklich flott gingen, sie waren 4½ jährig. Ich hätte die Pferde gerne nach Berlin begleitet, aber da Graf M. in Wien bei Hoflieferant Schlesinger noch Pferde kaufte, so besorgte Letzterer den Transport von Theresovatz nach Wien und dann zusammen nach Berlin. Ich hatte Gelegenheit mit Graf Moensleben zu sprechen und ersuchte ihn, falls er eine Stellung für mich fände, an mich zu denken, was er auch versprach. Nun, ich trat bei Jankovich aus, blieb in Theresovatz und mietete ein ganzes Haus mit grossem Garten und Stall um 400 Gulden. Frucht und Holz blieb mir noch für längere Zeit, Schweine, Geflügel und eine Kuh hatte ich auch, und so war es ja zum Existieren, bis was Besseres kommt. Die Herren Reiter hatten etwas flüssiges Geld und der eine Bruder kam mit mir. Ich kaufte in der Umgebung per Gelegenheit Pferde und richtete sie her. Herr J. v. Jankovich, der Bruder des Elemir, bei dem ich vor Jahren in Oereglak war, schenkte mir einen schönen vierjährigen Braunen, der aber lahmte. Ich habe ihn curiert und verkaufte ihn um 450 Gulden. Ich correspondierte fleissig in die Schweiz, erhielt auch Aufträge. Als ich 3 Pferde beisammen hatte, fuhr ich mit ihnen nach Wien und verkaufte und vertauschte sie dort. Es wurden mir ein paar grossartige Carrossiers preiswürdig in Troppan in Schlesien beim Fürsten Licknofsky angeboten. Ich fuhr hin, es war eine lange Reise, aber leider umsonst. Es waren zwei schöne Carrossiers, aber auf den Beinen kaputt, die teure Reise war umsonst. Nun, ich kaufte zwei gute Pferde in Wien und reiste damit nach Zürich. Eines verkaufte ich durch Oberst Wille einem Cavallerie-Offizier und das andere Herrn Banquier von Ernst in Bern. Ich fuhr sofort mit Bargeld nach Theresovatz, blieb ein paar Tage zu Hause und fuhr mit S. Reiter nach Wien, um weitere Pferde kaufen. Es mussten fertige Pferde sein, ich stellte sechs Stück zusammen. Wir reisten nach St. Gallen, dort verkaufte ich zwei Stück und kaufte eines ein, mit den Übrigen fuhr ich nach Langenthal. Herr Oppliger, der für ungarische Pferde schwärmte, offerierte mir Platz, ich verkaufte ziemlich schnell. Oppliger redete mir zu, nach Chalon s/Saône zu fahren, dort sei ein grosser Markt und ich könne gut kaufen. Ich liess mich überreden und fuhr hin, konnte aber nichts kaufen. Ein Freund von Oppliger, O. Vogt, war in der grossen Weinfirma Guichard und Sotteret als Rei-

sender tätig. Der führte mich dort herum, denn ich war im Französischen sehr schwach. Abends gingen wir in ein Variété, dort hätte ich bald Schläge bekommen. Ich hatte einen Steirerhut auf mit Federn hinten, auf einmal stupfte mich Vogt, wir wollten gehn, er hörte munkeln. Endlich hiess es «sale Prussien», wir verdufteten und kamen mit heiler Haut davon. Auch unterwegs hörte ich «Cochon Prussien» rufen. Herr Vogt ersuchte mich, nie mehr mit einem solchen Hut nach Frankreich zu kommen. Ich reiste wieder nach Langenthal zurück und fand einen Brief vor von meiner lieben Frau, Chargée, Reiter war schon längst nicht mehr in Theresovatz und hatte das Geld mitgenommen.

Beigelegt war ein Brief von Graf Moensleben, worin er sich auf mein Gesuch stützte und sagte, er hätte eventuell eine feine Stelle für mich bei einem reichen regierenden Fürsten. Wer und wo wollte er vorläufig nicht sagen, es wäre ihm erwünscht, wenn ich auf Juli nach Berlin zur Pferdeausstellung käme. Er sei als Präsident immer dort, sonst im Hotel Kaiserhof zu erfragen. Ich reiste zuerst nach Theresovatz und teilte meiner lieben Frau die Neuigkeit mit. Wir waren beide der Ansicht, lieber etwas Sicheres und Gutes, als mit fremdem Geld zu geschäften und immer von zu Hause entfernt zu sein. Ich reiste über Wien, komplettierte meine Garderobe, musste ich mich doch vor dem Fürsten vorstellen. Ich kam nach Berlin, stieg in einem kleinen Hotel beim Bahnhof ab, und am andern Vormittag ging ich zur Ausstellung und fand Graf Moensleben, der mich erstaunt ansah: «Haben Sie mein Telegramm nicht erhalten? Ich telegrafierte ihnen, Sie möchten vorläufig noch nicht kommen.» Nun hatte aber der Graf nicht Zeit, lange mit mir zu sprechen, und gab mir auf zwei Uhr Rendez-vous im Hotel Kaiserhof. Ich erkundigte mich dort nach Verschiedenem, trank einen schwarzen Café. Ich sah in der andern Ecke einen älteren feinen Herrn sitzen und frug den Kellner, wer das sei. Fürst zu Stollberg in Neringorode, war die Antwort. Gerade derjenige, zu dem ich kommen sollte, wie mir Graf Moensleben am Vormittag verriet. Um zwei Uhr ging ich nun aufs Zimmer. Graf Moensleben empfing mich sehr freundlich, stellte mir den jungen Prinzen Reuss den XXIII vor. Der Graf entschuldigte sich sehr und bedauerte, mir mitteilen zu müssen, dass die Stelle nicht frei sei. Die Fürstin wollte absolut den bisherigen Oberstallmeister behalten, er hätte pensioniert werden sollen, ich hätte seine Stelle einnehmen sollen. Diese Nachricht gab mir einen Schlag, der Graf tröstete mich und sagte, er werde schon auf eine andere Art erkenntlich sein. Natürlich wurde mir die weite

Reise nicht entschädigt. Ich blieb noch ein paar Tage in Berlin und sah mir die Ausstellung an, andern Tags war grosses Concurrrenz Reiten und Fahren, alle möglichen Gespanne. Auf einmal kam der Kaiser mit Reichskanzler Caprivi angefahren. Ich ging hinaus, stellte mich zur Hoféquipage und frug den Kutscher, was die vier Lipizzaner-Schimmel von Jankovich machen. «Das sind unsere besten Pferde im Stalle, seine Majestät fuhr kürzlich in 50 Minuten nach Potsdam.» Ich sagte ihm, dass ich dieselben noch als Fohlen longiert hatte. Nun besichtigte ich die Concurrrenz, es war grossartig.

Dort traf ich einen alten Bekannten auch namens Mejer, aber er nannte sich Constantin v. Mejer, er war seiner Zeit Stallmeister beim Circus Kremser in Pressburg, wo ich mal Schule geritten bin. Er schien mir ziemlich am Trockenem und ohne Stelle zu sein, er sagte, er wolle nach Wien, habe nur noch Einiges zu erledigen. Ich verreiste andern Tags mit ihm via Dresden-Bodenlach nach Wien, mein Bruder holte uns am Nordbahnhof ab. Ich blieb noch paar Tage in Wien, es war auch gerade grosse Pferdeausstellung. Ich lud Constantin ein, mit mir nach Theresovatz zu kommen, was er mit Freuden acceptierte. Wir fuhren andern Tags ab, hatte ich doch in ihm einen feinen Gesellschafter, denn er war weit gereist und ein grosser Pferdenarr. Ich hatte auch nichts zu tun im Winter, da das Pferdegeschäft stockt. Ich correspondierte fleissig, was indirekt ja von grossem Nutzen war, das Leben war ja staunend billig, ich wurde hie und da auf die Jagd geladen. Constantin correspondierte auch viel, eines Tages erhielt er ein Engagement zu einer Baronin nach Baden-Baden, die einen eigenen kleinen Cirkus hatte und hohe Schule ritt. Sie kannte Hütermann, den früheren Leibbereiter der Kaiserin gut, und dieser war guter Freund mit C. Letzterer machte seine Bedingungen und wurde acceptiert, er reiste ab. Zum Glück hat er mir vorher mein Schienbein curiert, ich fiel vom Trittbrett eines Eisenbahnwagens herunter und verletzte mir das rechte Schienbein bis am Fersen. Der Doktor behandelte mich mit Salben und Jodoform etc. Alles half nichts, die Schmerzen waren unerträglich. Als nun Constantin die Sache sah, ratete er mir, den Bannscheidtischen Lebenswecker zu gebrauchen. Er hatte noch einen solchen aus Russland, wo man ihn von einer dreijährigen Gichtkrankheit total curiert hatte, und noch viele andere Fälle, die er mir erzählte. Ich war froh, wenn es helfen möchte. Er schnellte mir mit der Maschine circa achtmal die Feder mit 25 Nadeln in die Wade, dann wurden die Wunden mit dem Bannscheidtöl eingeschmiert, und das ganze Bein mit Watte

eingebunden. Es ist unglaublich, welche Wirkung das hatte. Glasvoll rann die Unreinlichkeit aus den Wunden, kurz nachher vergingen die elenden Schmerzen, ich war vom Beifuss, der sicher gefolgt wäre, gerettet. C. hat noch einem armen Mann mit dem Lebenswecker vom Gicht geholfen. Ich liess mir einen solchen Apparat aus Bonn von Professor Bannscheidts Erben samt dem Oel kommen, ich glaube, es kostete 25 Franken. Meine Frau hat sich später einmal damit von einem Augenleiden befreit.

C. beklagte sich, dass er bei der Baronin ein so miserables und feuchtes Zimmer habe und er fürchte sich, dass er wieder Gicht bekomme. Er verlangte über Weihnachten Urlaub und kam nach Theresovatz mit einem Auftrag, für die Baronin ein paar Schecken aufzutreiben. Ich schrieb einem Bekannten in Radgersburg in der Steiermark, er möchte sich umsehen und mir dann schreiben. Ich bekam ein Schreiben, dass ein paar vierjährige sehr schön gezeichnete Schwarzschecken zu haben wären. Wir wollten zusammen hinreisen, es war aber so ein fürchterlicher Schneesturm, dass die Züge nicht verkehrten. Wir warteten ruhig ab, mit dem nächsten Zuge kam ein recommandierter Brief der Baronin, worin sie dem C. mitteilte, er möchte sich um die Schecken nicht bemühen, er müsse sich um eine andere Stelle umsehen, sie sei nicht mehr in der Lage, sich den Luxus zu gönnen, Pferde zu halten, sie habe an holländischen Papieren beinahe ihr ganzes Vermögen verloren. Nun sass er da wie gelähmt, hatte zum Glück seine Unterkunft auf unbeschränkte Zeit bei uns und ich genoss seine Gesellschaft. Er wusste viel zu erzählen, hatte er doch, wie er sagte, in der Schlacht von St. Quentin 1871 sich das eiserne Kreuz erworben, auch 1866 die Schlacht bei Königsgrätz mitgemacht. Zum Glück hatte er bei der Baronin zur Vorsicht alle seine Sachen gepackt, und brauchte sie nur nachkommen zu lassen. Ich wurde von einem Gestütbesitzer angefragt, sein Pferd in Dressur zu nehmen, Herr Kramer in Pusztaberény nahe bei Lengyeltöti, wo ich bei Graf Zichy war, 24 Jahre vorher. Ich sagte ihm zu, dass ich zwar verreise, aber ein Freund von mir würde die Sache ebenso gut besorgen. Das Pferd kam, der Preis wurde abgemacht, es war eine schöne Rappstute, die für seine Frau dressiert werden sollte.

Ich erhielt indessen verschiedene Anfragen für Pferde aus der Schweiz. Ein Pferdehändler in Wien namens Kubik offerierte sich, mit einem Transport Pferde mit mir in die Schweiz zu fahren. Die Gebrüder Reiter hatten grosse Verluste im Geschäft und konnten sich nicht mehr beteiligen. Ich war aber

auch schon sehr knapp an Geld, musste ich doch meiner Frau Geld zurücklassen. Es war mir nie in meinem Leben so ängstlich zu Mut, denn ich musste mir das Reisegeld nach Wien ausborgen. Ich reiste mit dem Nachtzug weg, der Abschied wurde mir schwer, da ich nicht wusste, was mir in Wien bevorsteht, am liebsten wäre ich auf eine schnelle Art verunglückt, liess ich mich doch voriges Jahr, nachdem ich Augenzeuge vom Münchensteiner und vom Zollikofer Unglück war, in der La Suisse für 10 000 Franken versichern.

Zwei Eisenbahnunglücke im Juni und August 1891 mit vielen Toten.

Ich kam nach Wien, vergass noch meinen steifen Hut im Coupé und musste mit der Reisemütze zu Kubik. Ich hatte kein überflüssiges Geld, um noch einen Hut zu kaufen. Kubik empfing mich ziemlich kalt und sagte: «Lieber Freund, ich habe jetzt keine Pferde für die Schweiz, kommen sie in ein, zwei Monaten.» Ich zeigte ihm alle meine Briefe, die ich glücklicherweise mit hatte, darunter waren einige pressante Aufträge. Ich sagte ihm: «Wenn sie ihr Versprechen nicht halten können, finde ich jemanden anders, der froh ist, im Februar gleich zehn bis zwölf Pferde um guten Preis abzusetzen.» Er war erstaunt, ich musste ihm die Briefe vorlesen, denn er konnte schlecht lesen und schreiben, kaum seinen Namen. Er war erst verheiratet, ich kannte seine Frau und den Schwiegervater, ich erzählte ihnen den Fall, die Hauptsache war, dass ich vorläufig dort essen und schlafen konnte. Sein Schwiegervater redete ihm zu, nachdem er die Briefe gelesen, und sagte: «Du bist jung und Anfänger, du musst was probieren, hier in Wien geht so vor Frühjahr nichts.» Sein Schwiegervater hatte ein grosses Haus und eine Schirmstockfabrik. Er sagte zu Kubik: «Reise mit Herrn Meyer nach Ungarn, und er soll sagen, was er braucht und kauft das Nötige.» Sieben Stück waren bereits passend bei ihm, wir reisten nach Raab und Weissenburg und kauften noch zehn Stück. Wieder in Wien angekommen, wurden alle coupiert, hergerichtet, eingespannt und geritten, ans Tram gewöhnt, Autos gab's noch keine. Ich hatte grosse Freude jetzt und dachte, der liebe Gott verlässt mich nicht. Ich besuchte meinen Bruder in Wien, der mir Geld zu einem Hut gab. Nun hatten wir 17 schöne reine Pferde beisammen, bestellten zwei grosse Waggon, nahmen Geschirr und Sattelzeug mit, dass man dort gleich einspannen kann. Einen Wagen haben wir gemietet, nun wurde eingeladen. Es kamen zwei Burschen mit, Kubik fuhr mit allen abends neun Uhr ab. Ich wollte noch bis früh bei meinem Bruder bleiben. Kubik gab mir

100 Gulden. Ich reiste früh um sieben mit dem Schnellzug ab und holte ihn in Salzburg ein. Ich sagte Kubik, ich wolle voraus nach Zürich fahren, da es schwer sei, Stallung für so viele Pferde zu finden, man könne nicht mit 17 Pferden im Winter herum hausieren. Er sagte nein, nun bleiben Sie mit mir. Wir fuhren die Nacht durch bis Innsbruck, der Schnee lag meterhoch, während in Wien gar kein Schnee war. Kubik rannte im Wagen auf und ab wie verrückt, fing an zu weinen, Sie bringen mich ins Unglück. Ich tröstete ihn, dass in der Schweiz kein Schnee sei. In Innsbruck früh um neun Uhr angelangt, hiess es, die Pferde könnten nur bis Landeck fahren, da hinter Landeck die Bahn von Lawinen verschüttet und eine Brücke weggerissen sei. Man riet uns, sofort weiter zu fahren, da wir dann von Landeck aus als die ersten daran kämen. Nachmittag um vier Uhr waren wir in Landeck. Mit Kubik war nicht mehr zu reden, er hätte mich am liebsten vom Waggon heruntergeworfen. In Landeck erkundigten wir uns wegen Stall, da hiess es, im Gasthaus sei Platz genug, aber es sei vor kurzem Netz unter den Pferden gewesen. Also mussten wir in das nächste Dorf Zams, dort war nun auch Platz genug, auch Futter. Wir hatten aber Mühe, die wilden jungen Pferde zu führen und mussten noch ein paar Bauern engagieren. Kubik war wütend, erst abends, als alles in Ordnung war, wurde er etwas gesprächig, es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken, dazu plagte ihn das Heimweh. Nun mussten wir drei volle Tage dort in diesem verlassenem Nest verweilen, keine Zeitung, nichts kam. Ich ging zwei, drei Mal nach Landeck, um zu fragen, wie lange es noch dauert. Nun am dritten Tag konnten wir einladen, und weiter ging's. Ich konnte leider keinen Bericht schicken, man wartete mit Sehnsucht auf verschiedene Pferde, besonders ein Cavallerist hätte das Pferd schon drei Tage früher stellen sollen, er war in grösster Verlegenheit. Wir kamen nach Buchs, früh um drei Uhr verzollten wir die Pferde und der Tierarzt untersuchte sie. Um acht Uhr konnten wir weiterfahren, ich musste noch Heu kaufen, da wir zu wenig hatten. Um ein Uhr waren wir in Zürich. Ich liess Kubik bei den Pferden und ging nach Aussersihl, wo ich im Restaurant Feldegg Stallung fand. Nun liess ich indessen Heu und Stroh herschaffen, das Wetter konnte nicht schöner sein, Kubik taute auf. Wir marschierten bei der Kaserne vorbei, damit man uns sehe. Abends kam der Rekrut mit seinem Vater, sie machten mir Vorwürfe, warum ich nicht geschrieben hätte. Ich teilte ihm nun unsere Erlebnisse mit. Andern Tags früh ging ich samt dem Pferd zu Oberst Wille, er war Schulcommandant, entschuldigte mich, er sagte: «Ist das das Pferd für Rekrut Keelener?» Ich sagte, ja, Herr Oberst. Er kannte mich doch schon

von früher und meinen Jagden. «Wenn wir nur lauter solche Cavallerie-
pferde hätten, dann wären wir gut beritten, lassen Sie das Pferd gleich
hier.»

*Ulrich Wille, der spätere General, war 1883 zum Oberinstruktor der Kaval-
lerie ernannt worden.*

Zu Mittag kam Keelener und zahlte den Preis aus, notabene trotzdem das
Pferd eine so lange Reise durchgemacht hatte, war es munter. Nach der
Rekrutenschule gewann Keelener übrigens den 1. Preis in einem Rennen.
Kubik atmete erleichtert auf. Nun setzte ich mich zum Tisch und schrieb in
alle Gegenden Karten, dass die Pferde angekommen seien. Die Käufer
kamen, und die Pferde verschwanden. Oberst Haag von Biel kaufte eine
vierjährige Fuchsstute, die ich damals in Kaab aussuchte und zahlte 1800
Franken, respektive wir tauschten eine braune Stute ein, die ich in Zürich
verkaufte. Ein paar Braune verkaufte ich nach Burgdorf und so weiter. Kubik
bekam Heimweh, die schweizerische Kost schmeckte ihm gar nicht, und
so verkaufte er fünf, sechs Stück, meistens Tauschpferde, spottbillig an Pfer-
dehändler Guggenheim in Zürich, der machte ein gutes Geschäft. Ich hätte
sie bald und bedeutend teurer an den Mann gebracht, nun, er hatte ja
schön verdient und konnte mit schönem Geld zurück reisen. Für mich
schaute nicht viel heraus, ich war viel zu gut und zu ehrlich, es war mir dran
gelegen, dass er recht viel verdiene und ich später wieder mit ihm verkeh-
ren kann. Er reiste ab, ich blieb noch paar Tage zurück. Als ich nach Wien
kam, war Kubik bereits nach Holland verreist, er erhielt grössere Aufträge
und wollte mal mit Holländern probieren, machte aber schlechte Erfah-
rungen. Ich reiste nun nach Theresovatz zurück, mein Freund Constantin
war indessen nach Russland verreist. Der Eigentümer der Rappstute kam
dieselbe besichtigen, war sehr befriedigt, er erzählte C. von seinem Gestüt
und sagte ihm, er möchte gerne ein russisches Trabergestüt gründen. Beide
wurden einig, sie reisten nach Moskau noch weiter, C. sprach russisch, und
kauften 12 Rappstuten und einen Hengst. Ich fand zu Hause alles in Ord-
nung, aber das Zigeunerleben, immer auf Reisen zu sein, wurde uns bald
satt, dazu doppelten Haushalt führen, rentierte doch nicht.

Ich trachtete zurück in die Schweiz zu zügeln, war jetzt doch schon gut
bekannt dort, und dachte, gelegentlich etwas zu finden. Hauptsächlich war
es, dass die vier Kinder in gute Schulen kommen und französisch lernen.

Indessen kam unerwartet ein Schreiben von Graf Moensleben, in dem er mich anfragte, ob ich ihm einen netten Rappen als Vorausspann in seinem Viererzug verschaffen könnte. Ich wusste zufällig bei einer Herrschaft eine hübsche fünfjährige Rappstute. Ich schrieb ihm sofort, beschrieb die Stute genau, nebst Preisangabe, er telegraphierte einverstanden, ich wollte selbst damit reisen, und zwar nach Neu-Gattersleben, Provinz Sachsen bei Magdeburg, es war wieder eine lange Fahrt mit Güterzug. In Neu-Gattersleben holte mich der Graf selbst ab, das Pferd durch einen Burschen, das Pferd gefiel ihm gut. Wir fuhren in einem Jagdwagen direkt zum Schloss, grossartig, herrschaftlich eingerichtet, kam doch Kaiser Wilhelm öfters zu ihm auf die Jagd, er war Taufpate des jüngsten Sohns. Ich wurde der Gräfin und den Kindern vorgestellt, dann ging's nochmal in den Stall. Um ein Uhr war Diner, die Gräfin offerierte mir den Ehrenplatz, den ich mich nicht anzunehmen getraute, doch Seine Exzellenz wollte es auch nicht anders haben, deutete mir sogar an, dass an diesem Platz Kaiser Wilhelm gesessen hatte. Nach Tisch ging's in den Rauchsalon, er offerierte mir aus einer Silberdose von Kaiser Wilhelm eine Cigarette, das Thema war nur von Pferden. Nachmittags führte er mich vierspännig auf seinem Rittergut herum, andern Tags mussten sich seine Söhne zu Pferde produzieren, und die Hindernisse im Springgarten nehmen, er sagte mir, Sie sind einige Tage mein Gast. Am zweiten Tag wurde die Rappstute zuerst zweispännig, und dann vierspännig eingespannt, es ging flott. Er war zufrieden und hoffte, noch öfters mit mir in Verkehr zu treten, was aber nie mehr der Fall war, da Graf Moensleben einen wichtigen Posten in Berlin annehmen musste. Als Erinnerung habe ich noch seine sämtlichen Briefe aufgehoben. Am dritten Tag führte er mich nach Stassfurt (*Stadt im Salzlandkreis in Sachsen-Anhalt*), ich erhielt die Bewilligung, das Salzbergwerk zu besichtigen. Es war mir zwar etwas unheimlich, im Bergwerkanzug mit einer kleinen Öllampe in den Schacht hinunter zu fahren, ich glaube 400 Meter unter der Erde. Es war zwar höchst interessant, die verschiedenen Schichten Salz zu sehen, die Mineralsalze und unten das gewöhnliche Steinsalz. Es waren lauter Schluchten und Gänge, Schienengeleise, kleine Pferde, die die Stollenwagen zogen, die nie ans Tageslicht kommen. Es waren Tische und Bänke aus Salz hergestellt, ich war froh, wieder ans Tageslicht zu kommen. Im Secretariat wurde mir das Pferd ausbezahlt, der Graf liess mich auf die Bahn führen, ich verabschiedete mich gerührt.

Ganz vergessen habe ich eine Reise, die ich im Frühjahr über Graz nach der

Schweiz machte. Es wurden mir dort verschiedene Pferde angetragen, unter anderen ein schönes Pferd vom Grafen Hartenau, Ex Fürst Alexander v. Battenberg von Bulgarien. Nach der zwangsweisen Abdankung musste er sich nach Reni an der russisch galizischen Grenze flüchten, er kam auf österreichischen Boden und reiste direkt nach Darmstadt in seine Heimat, wo er sich längere Zeit aufhielt. Dort lernte er eine Sängerin, Fräulein Loisinger kennen, die er aus Rache gegen Bismarck heiratete. Eigentlich wollte er doch die Schwester des jetzigen Kaiser Wilhelm heiraten, Bismarck verhinderte aber die Heirat. Fräulein Loisinger war eine Pressburgerin, meine Frau war sogar gut bekannt mit ihr. Fräulein Loisinger kam hie und da vierhändig mit ihr Clavier spielen, damals hatte sie noch keine Ahnung, dass sie den Fürsten von Bulgarien heiraten wird. Man rufte Fürst Battenberg wieder nach Sophia zurück, er reiste mit seiner Frau dorthin, man bereitete ihm in Varna einen grossartigen Empfang, hatte er doch in Folge des Krieges gegen Serbien, das er in der Schlacht bei Piroth und Slionitza schlug, mehr Freunde als Feinde. Russland war hauptsächlich gegen ihn, er wollte nur nochmals nach Bulgarien zurück, ohne die Regierung zu übernehmen, nachdem er von allem Abschied genommen, kam er nach Graz, wo er sich gänzlich niederliess unter dem Namen Graf Hartenau.

Er starb 1893 in Graz und wurde in Sofia als bulgarischer Fürst begraben. Die Angaben Meyers sind historisch richtig und zeigen seine Kenntnisse über die damalige Adelswelt.

Der Kaiser von Oesterreich übergab ihm das Commando der sogenannten schwarzgelben Brigade, und ernannte ihn zum Generalmajor. Die schwarzgelbe Brigade bestand aus den zwei Regimentern, Gross-Herzog von Hessen, mit schwarzen Aufschlägen, und König der Belgier mit gelben Aufschlägen. Es waren die zwei Regimenter, die sich am meisten auszeichneten in den letzten Kriegen, daher für Graf Hartenau eine grosse Ehrenbezeugung. Ich ging nun hinaus in die Villa Hartenau, Seine Hoheit war just mit den Prinzen ausgerückt, man sagte mir, ich solle vor 12 Uhr kommen. Ich verspätete mich etwas, der Portier sagte mir, es sei Besuch gekommen und die Herrschaften sitzen bereits am Frühstück. Ich bat den Portier, durch den Kammerdiener die Bewilligung zu erbeten, dass mir der Stallmeister das Pferd nur an der Hand hinausführt. Nach einem Augenblick wurde ich in ein Empfangszimmer gerufen. Wer erschien? Graf Hartenau selbst in Uniform. Ich gab meinen Namen an, entschuldigte mich, dass ich so unge-

legen komme, aber ich müsse Nachmittag verreisen, und wollte ich doch das Pferd vorher sehn. Er war ein höchst sympathischer, feiner Mann, gab sofort Befehl, der Stallmeister möge mir das Pferd Pirot heraus führen und vortreiben lassen. Ich bedankte mich höflichst und verabschiedete mich mit dem Bemerkn, dass ich auf der Rückreise mir erlauben werde vorbei zu kommen. Das Pferd war sehr schön und tadellos rein, der Preis aber 2000 Gulden. Ich wusste, dass Herr Major Bloesch in Biel Liebhaber für etwas ganz Schönes war, er bezahlte auch den Preis. Ich machte eine eigentliche Rekognoszierungs-Reise in der Schweiz, hatte ich doch die feste Absicht, im Herbst dorthin zu siedeln. Herr Bloesch war nicht abgeneigt, das Pferd zu kaufen, hätte aber doch gerne eine Photo davon gesehn. Ich reiste wieder über Graz zurück, dort angekommen, machte ich zuerst Toilette und ging in die Villa Hartenau hinaus, es war gegen 11 Uhr. Nahe bei der Villa hörte ich ein Pferd hinter mir traben, ich blieb stehn, wer war's? Graf Hartenau gerade auf Pirot. Er schaute mich an, erkannte mich, parierte sein Pferd und frug mich: «Sind Sie doch der Herr, der vor kurzem den Pirot besichtigte?» «Jawohl, Hoheit», erwiderte ich. Er lud mich ein, mit ihm zu kommen, ritt mir das Pferd im Galopp und Trab vor, wofür ich mich bestens bedankte. Er liess mir noch einen Fuchsen herausführen, dem er das Gnadenbrot gegeben, er ritt denselben in der Schlacht von Stiveritze. Nachher spazierte er mit mir im Park herum, zeigte mir seine Glashäuser, und lud mich ein, in sein Schreibzimmer zu kommen. Er öffnete den Schreibtisch und suchte 2 Photographien heraus von Pirot in verschiedener Stellung, die er mir schenkte, offerierte mir eine Cigarette. Ich teilte ihm mit, dass ich seine Frau Gemahlin kenne von Pressburg aus. Er war sehr überrascht. «Leider ist meine Frau momentan in Wien», sagte er.



Johanna Maria Louise Loisinger, bekannte Mozartsängerin ihrer Zeit und Klaviervirtuosin, geboren 1865 in Pressburg, gestorben 1951 in Wien

Auf den Pirot zurückkommend, sagte er, er verkaufe ihn vor dem Herbst nicht, da er ihn für die Kaisermanöver behalten wolle. Der Graf sah, dass ich mich für seine Gemälde interessierte, er hatte links oberhalb des Schreibtischs ein grosses Ölgemälde seiner Tante, der Königin Victoria, und rechts das von Kaiser Franz Josef. Nachher führte er mich in den Salon und zeigte mir ein Colossal Gemälde, sein Empfang in Varna, das er kurz vorher von der Sobranje (*dem bulgarischen Parlament*) in Sophia zum Geschenk bekommen hatte, ein Prachtsgemälde. Ich war glücklich, circa eine Stunde in so hoher Gesellschaft gewesen zu sein. Ich bin noch im Besitz eines eigenhändig vom Grafen Hartenau aus Graz geschriebenen Briefes, für mich ein kostbares Andenken.

Nun reiste ich nach Theresovatz zurück, es kam eine weniger angenehme Zeit, nämlich Vorbereitung zur baldigen Abreise in die Schweiz. Ich erhielt einen Brief mit Maschine geschrieben, den ersten, den ich gesehn, von einem Herrn in Rorschach, den ich in Zürich kennen gelernt. Er war in Sumatra und hatte sich ein schönes Geld gemacht. Der schrieb mir, dass er geneigt wäre, mit mir Pferdeeinkäufe für die Schweiz in Ungarn zu machen, er wolle das nötige Kleingeld dazu liefern. Ich war glücklich über die Nachricht, musste ich doch nicht mit Frau und Kindern aufs Geradewohl in die Schweiz reisen, dazu waren meine Capitalien zur Neige. In Theresovatz war alles gesund und froh, mich wieder zu Hause zu haben. Gerade kam eine Carte von Constantin, dass er mit einem Transport Pferden aus Russland eingetroffen sei, er hatte in dieser Zeit mehr verdient als ich, und hatte doch alles mir zu verdanken. Er blieb noch einige Zeit in Puszta-Bereny, um dem Herrn behilflich zu sein, die Pferde zu fahren und longieren etc. Es waren sehr gute Traber dabei, und gewann Herr Grasier, der Eigentümer, viele Preise in Wien und Budapest, und später auch seine Fohlen. Constantin kam wieder zu uns, war mit mehreren Hundertrubelnoten bespickt, hätte er doch wenigstens meiner Frau und Kindern für die lange Gastfreundschaft eine Kleinigkeit mitbringen können, aber er war immer der kalte, hartherzige, stolze Preusse geblieben, einen schönen russischen Pelz hat er sich auch mitgebracht. Sein Freund Hütermann schrieb ihm wieder, und durch seine Empfehlung bekam er eine Stelle als Oberbereiter in Dresden beim König. Wir fingen an zu liquidieren, was wir nicht mitnehmen konnten, und packten langsam ein, Constantin half auch mit, er wollte mit uns bis Wien fahren. Ich erhielt unterdessen noch ein Briefchen vom Grafen Hartenau aus Graz, dass Pirot nun zu verkaufen sei. Der Graf wurde krank und machte die Kaisermanöver nicht mit, später nach sechs, sieben Jahren

starb er an Blinddarmentzündung. Seine Frau bekam von der Sobranje eine jährliche Apanage von 60 000 Franken.

Nun reisten wir nach Wien, in Gross Kamisza hatten wir circa 1½ Stunden Aufenthalt, meine Frau wollte absolut zum Zahnarzt. Ich riet ihr ab, da in der Schweiz die Zahnärzte besser und nicht so teuer wären, war ich sowieso knapp. Sie fuhr mit einem Fiaker in die Stadt, gute 10 Minuten vom Bahnhof, die Zeit kam zur Abfahrt, wir sahen endlich den Wagen von weitem kommen. Ich liess die Kinder einsteigen, immer kam sie noch nicht, der Conducteur rief einsteigen, ich musste die Kinder schnell herausnehmen, da die Mama den Zug nicht mehr erreicht hätte. Der Zug fuhr ab und wir sassen da mit dem vielen Gepäck. Mit dem Nachtzug wollten wir nicht fort, so mussten wir bis andern Tags Nachmittag zum selben Zug warten, ich verfluchte den Zahnarzt in die Hölle. Das Gepäck liessen wir am Bahnhof, zottelten mit dem nötigsten Gepäck zu siebt der Stadt zu, ein dreckiges Nest. Nun, wir gingen ins Caféhaus. Alles freute sich auf Café und kleine Brötchen, und wir lasen Illustrierte und andre Zeitungen, bis spät abends, assen noch eine Kleinigkeit und bestellten zwei grosse Zimmer, eines für Constantin. Der Zahnarzt liess sich auch gut zahlen, schade nur die unnötigen Ausgaben, in der Schweiz hätten wir mehr davon gehabt. Nun, wir kamen nach Wien und stiegen in der Nähe meines Bruders im Hotel Union ab, und blieben zwei Tage in Wien. Ich besuchte noch Kubik, den ganzen Tag waren meine Frau und die Kinder bei der Schwägerin. Ich drängte nun für fort. Mein Bruder und Constantin begleiteten uns zum Bahnhof, ich hätte gerne von Letzterem eine Hundertrubelnote geliehen. Aber ich war zu stolz, obschon Constantin wusste, dass ich sehr knapp an Geld bin, und er so lange unsere Gastfreundschaft genossen, er hätte sich am liebsten in Wien auch noch von mir zahlen lassen. Nun ging's Ill. Classe über Salzburg, München nach Romanshorn. Die Nacht war lang auf den harten Bänken, früh um vier Uhr kamen wir nach Lindau und mussten aufs Schiff umsteigen, die Kinder im tiefen Schlaf, auf dem Schiff ein eisigkalter Wind. Ich vergesse die Reise nie, meine liebe Frau war genügsam und geduldig. Auf dem Schiff wurde Café getrunken, aber kein Wiener Café. In Romanshorn angelangt, löste ich die Billets für meine Frau und die Kinder nach Bern. Ich fuhr nach Rorschach, um mit dem betreffenden Herrn unser Project zu besprechen, um allenfalls gleich mit ihm nach Ungarn zu reisen, der Abschied von meiner Frau und den Kindern fiel mir schwer, es war mir unheimlich zu Mute. Ich gab meiner Frau noch etwas Geld mit, bedurfte

sie ja vorläufig bei ihrer Schwester nichts. Ich hatte im ganzen Vermögen noch circa 7 Franken in der Tasche. In Rorschach angelangt, suchte ich den Herrn auf, aber o weh, da hiess es, er sei nach Genf übersiedelt, er habe sich dort mit einem Bijoutier verassociiert.

Nun sass ich da wie verzweifelt, kannte keine Seele, ohne Geld, hatte gerade genug, um nach St. Gallen zu fahren. In St. Gallen hatte ich mehrere gute Bekannte, die damals durch mich von Kubik Pferde kauften. Ich ging zu einem gewissen Herrn Hoenig, ein reicher deutscher Herr und grosser Pferdenarr. Er lud mich zum Essen ein, wir sprachen natürlich nur von Pferden, er wusste, dass ich in Ungarn bekannt war, und frug mich, ob ich nicht einige schöne Pferde bringen könnte. Ich sagte, ich wüsste einige gute Quellen, aber momentan sei ich nicht bei Casse, wenn er gewusst hätte, dass ich nur noch kaum für essen und schlafen Geld hatte. Er frug mich, wieviel ich nötig hätte, ich sagte, circa 6000 Franken. Er sagte mir, er wolle mit ein paar Herren darüber sprechen, und frug mich zugleich, ob ich nicht paar billige Manègepferde bringen könnte und mich hier niederlassen und Reitstunden geben. Der Offiziersverein würde mir sicher an die Hand gehen. Nun, mir gefiel die Idee sehr, besonders da ich die neue Militär Reitbahn gratis zur Verfügung bekäme, zwar nur zu gewissen Stunden. Nach 2 Tagen war die Sache in Ordnung, Herr Hoenig gab mir einen Credit auf eine Wienerbank für 6000 Franken. Trotz allem dem war ich ohne Geld und woher schaffen? Ich ging das erste aber auch das letzte Mal in meinem Leben in das Pfandleihhaus, übergab meine Brillantnadel und meine schönen goldenen Manschettenknöpfe, es kannte mich ja ausser den paar Herren keine Seele in St. Gallen. Ich bekam glaube 150 Franken für alles, nun war mir ja geholfen, und ich brauchte den Kopf nicht mehr hängen zu lassen, denn für späterhin wurde mir dann nicht bange. Ich sandte meiner Frau etwas Geld und die frohe Botschaft, von meiner Geldmisère wusste sie ja nichts, und sie hat es auch später nie erfahren. Sofort nach meiner Rückkunft löste ich die Sachen aus. Ich reiste nach Wien, behob das Geld und kaufte in Wien Neustadt und Wien vier teurere Pferde zum Verkauf und vier Manègepferde, darunter einen schönen tscherkessischen Halbsang, den ich nach Basel verkaufte. Die vier besseren Pferde verkaufte ich um schöne Preise teils auswärts, teils in St. Gallen. Ich konnte meine Schuld von 6000 Franken zurückzahlen, ich hatte einen netten Stall in der Nähe der Reitbahn, bekam sofort Schüler. Herr Hoenig gab mir seine zwei Söhne, so gab es wieder bares Geld. Ich mietete eine Wohnung, liess Telephon einrichten,

liess meine Familie aus Bern kommen, musste Möbel kaufen, da ich doch nichts mitgenommen. Ich hatte doch endlich ein Heim, wusste aber zum Voraus, dass ich nicht lange in St. Gallen bleibe. Erstens hatte ich grosse Konkurrenz, zweitens ist St. Gallen ein Regen- und Schneeloch, jedesmal, wenn man für Sonntag einen grossen Ausritt arrangierte, kam es regnen, so dass nichts daraus wurde. Wie in der ganzen Schweiz, ausgenommen Genf, Lausanne oder Vevey, ist man auf die Beamtenwelt und die Offiziere angewiesen, die in der Woche nicht Zeit haben, ausser bei den langen Tagen im Sommer frühzeitig und abends, und zwar zu Preisen, wo man nicht existieren kann, oder man habe eine grössere Anzahl Pensionspferde und permanent einige Dressurpferde, ausserdem den Tag durch Damenunterricht. Dies alles existierte in St. Gallen nicht, ich war von Pressburg aus besseres gewöhnt. Mich zog es gegen Biel oder Bern zu und die Bieler Reitschule wurde auf Oktober frei, d. h. die Hälfte, Stall und die Bahn, das Übrige hatte ein Voiturier Christen gemietet. Ich wusste, dass Biel nicht schlecht ist, war ich doch 16 Jahre früher dort, und seither ist Biel eine Zukunftsstadt geworden. Ich hatte viele und gute Freunde dort, und war sicher, dass die sich freuen, wenn ich komme. Ich bekam gleich drei Pensionspferde. Von St. Gallen nahm ich alles mit, die vier Pferde und das Sattelzeug, das ich in Wien spottbillig zusammen kaufte. Meine Frau war auch glücklich, in der Nähe ihrer Mama und der Verwandten zu sein. Die Kinder gingen alle vier in die Schule, sprachen alle noch das Wienerdeutsch, was sich aber bald verlor. Ich bekam wieder Bestellungen für Pferde und zwar in Biel selbst, man half mir auf allen Seiten. Ich reiste ab und brachte wieder einen netten Transport, zwei, drei Pferde für die Manège und die Übrigen konnte ich schnell absetzen. Ich fühlte mich in jeder Beziehung wohl, Christen zog zum Glück aus, so war ich dann allein, hatte viel mehr Platz und konnte mehr Ordnung halten, so dass es recht nett aussah. Ich musste noch zwei Wagen anschaffen, da viel danach gefragt wurde, und ich führte öfters Hochzeiten und Reisende, das gab bares Geld. Ich hatte schon mehrere Damen, im Winter einen Reitkurs von 32 Mitgliedern. Wir kamen öfters nach Aarberg, die Schwiegermutter war zufrieden, uns in der Nähe zu haben und nur Gutes von uns zu hören. Im zweiten Jahr 1894 kam Maxi zur Welt, nach fünfjährigem Stillstand. Wir feierten die Taufe in Aarberg, wir fuhren mit der Calesche hinüber, die zwei Taufpaten Franz Walter und Adolf Saager mit, es war höchst gemütlich. Es vergingen nun fünf Jahre in Zufriedenheit und ohne schwere Sorgen.

Der Kreis ist geschlossen, mit Maxi ist auch die Verbindung mit Burgdorf hergestellt, denn er verbrachte nach dem Tod der Mutter einen Teil seiner Jugend und Schulzeit in Burgdorf; auch beruflich etablierte er sich als Chemiker in Burgdorf. Ältere Leser werden sich noch an ihn und seine Beiträge im Burgdorfer Tagblatt erinnern, die aus den Erlebnissen seines Vaters schöpfen. Durch ihn kamen die handgeschriebenen Erinnerungen in unsere Stadt; sie sind neben andern Dokumenten der Familie Meyer im Burgerarchiv aufbewahrt.

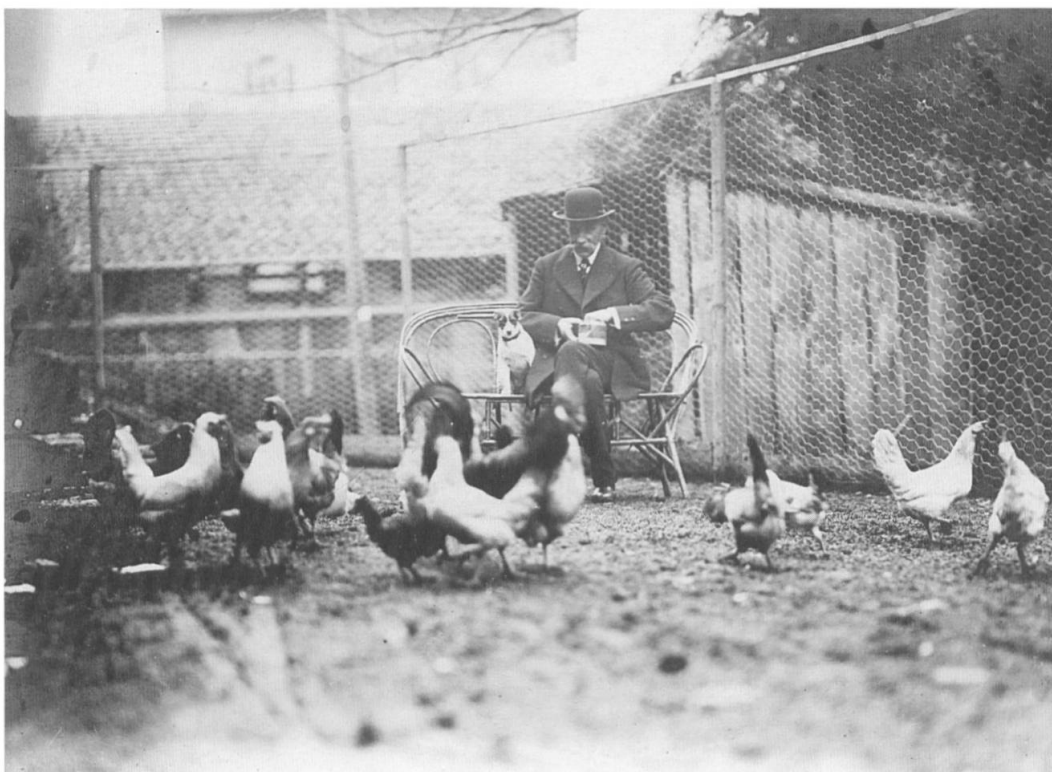
Die nächsten rund 25 Jahre wird Meyer nun in der Schweiz Reitschulen führen; eine knappe Zusammenfassung dieser Zeit ist am Schluss des ersten Teils zu finden. 1914 fasst er die familiäre Situation zusammen:

Im Juli 1912 zog ich nun definitiv nach Vevey. Ich fühlte mich sofort sehr wohl hier, konnte man doch sagen, man arbeitet in seinem eigenen Park. Ich mietete eine kleine Wohnung, fand aber indessen eine bequemere und schönere um beinahe den selben Preis.



Meyer mit seinen Kindern und einem Schwiegersohn 1915; von links Elsa mit einem Kind vor ihrem Gatten, Fanny, Max, Armin und Hélène

Armin hat sein Zimmer in der Manège. Eine Wienerin, die das Kochen nach meinem Geschmack versteht und schon zwei Jahre in Lausanne den Haushalt führte, ist nun in der gleichen Eigenschaft hier. Elsa verheiratete sich vor 1½ Jahren nach Cairo, wo es ihr recht gut geht, kommt sie nun heuer zu Besuch. Fanny musste gesundheitshalber auf die Berge, zuerst nach Château d'Oex, über die Sommersaison nach Wengernalp, was ihr sehr gut getan, nun ist sie seit Herbst wieder in Château d'Oex, möchte aber für ein halbes Jahr nach England in eine Familie, um sich im Englischen zu vervollkommen. Helene ist immer am selben Ort in Bern, kommt auf grössere Feiertage nach Vevey. Max ist in Viège als Chemiker engagiert, hat für sein Alter schon ganz netten Verdienst, und hat nun die Absicht auf die Hochschule nach Bern zu gehn, vorher aber die Rekrutenschule zu absolvieren. Armin und ich leiten die Reitschule, im Winter Offiziers- und Unteroffiziers-Curse, es kommen Teilnehmer auch von Montreux und Territet, den Tag hindurch immer Freunde, besonders Damen.



Armin Meyer ungefähr zur Zeit der Niederschrift seiner Erinnerungen